

Himmelschreiende Zustände in russischen Schulen.

(Von Bresniz v. Sydacoff.)

Bei der Verwilderung, welche in Rußland auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens immer mehr Platz greift, ist es nicht zu verwundern, wenn alle Begriffe von Recht und Unrecht, Rein und Unrein wie auf den Kopf gestürzt erscheinen. Da wurde jüngst der Direktor eines Petersburger Gymnasiums strafweise verurteilt, weil man entdeckt hatte, daß in dem betreffenden Gymnasium deshalb weder eine Schulbibliothek noch die vorgeschriebene Lehrmittelsammlung existiere, weil der Herr Direktor die hierfür alljährlich flüssig gemachten Gelder der Unterrichtsverwaltung für sich verwendet hatte. Der laubere Herr Direktor hielt sich nämlich eine Maitresse, die er in dem neben der Schule befindlichen Hause untergebracht hatte und für deren Erhaltung verwendete er nicht nur die Gelder für Anschaffung der Schulbibliothek und Lehrmittel, sondern auch den größten Teil der von ihm unterschlagenen Schulgelder. Ueber den Stand der Bibliothek und der Lehrmittel gab der Herr Direktor alljährlich der Unterrichtsverwaltung den nötigen schriftlichen Bericht und um, ohne erwischt zu werden, die Schulgelder einzuflecken zu können, gab er die Schülerzahl als viel geringer an, wie sie in Wirklichkeit war. Um sich gegen Anzeigen der Herren Professoren zu sichern, wurden dieselben mit einigen Prozenten an den Geschäften des Herrn Direktors beteiligt und überdies veranstaltete der Herr Direktor in der neben der Schule gelegenen Wohnung seiner Maitresse zeitweilig die abscheulichsten Orgien, zu denen die Herren Professoren und eine entsprechende Anzahl von Fremdbinnen der ersten geladen waren. Die himmelschreienden Vorkommnisse an dieser Schule wären vielleicht nie zur Kenntnis der Schulverwaltung gelangt, wenn nicht die Maitresse des Herrn Direktors sich mit diesem überworfen und die Anzeige gemacht hätte. Aber trotz dieser Anzeige verstand sich die Unterrichtsverwaltung nur schwer dazu, eine Untersuchung einzuleiten. Man suchte zuerst die Anzeigerin einzuschüchtern und ihr mit dem Einsperren zu drohen. Erst als diese erklärte, sie werde sich an die Öffentlichkeit wenden, begann man sich eines anderen: man sagte der Anzeigerin nicht nur eine Untersuchung der Affäre, sondern auch ein Schweigegeld dafür zu, wenn sie über die ganze Angelegenheit nichts verlautbaren lasse. Die Untersuchung, die mit endlich eingeleitet wurde, förderte alle die eingangs erwähnten Ungeheuerlichkeiten zu Tage und das Ende vom Liede war, daß der Direktor an eine andere Lehranstalt, aber gleichfalls als Direktor, versetzt wurde, während die Herren Professoren, die doch an den Defraudationen ihres Direktors beteiligt waren, nach wie vor an der betreffenden Anstalt weiter ihre Lehrtätigkeit ausübten!

Die unglaubliche Milde, welche die Unterrichtsverwaltung in diesem Falle geübt hat, findet man natürlich, wenn man weiß, daß in den meisten Schulen gleiche oder ähnlichere Zustände herrschen und daß die vorgesetzten Schulbehörden ebenso forumpiert und verwildert sind, sodaß sie sich ihrerseits gar nicht trauen, energisch aufzutreten, müssen sie ja doch ihre eigene Entlarbung fürchten. So ist es eine notorisch bekannte Tatsache, daß Professoren, Lehrer, Direktoren usw. für ihre Anstellung und ihr Vancement an die vorgesetzten Behörden Bestechungsgelder zahlen müssen, wo-

bei den weiblichen Lehrpersonen auch die Pflicht erwächst, jederzeit mit ihrem Körper zu Dienste zu sein. Unter solchen Umständen kann es kein Wunder sein, wenn die Unmoral immer mehr um sich greift und die Schule, welche eine Pflanzstätte der Moral und guten Sitte sein sollte, einen verderbenden Einfluß auf die Jugend auszuüben beginnt. Es wurden mir diesbezüglich haarsträubende Dinge berichtet, welche wohl einzig auf dem Gebiet des Schulwesens dastehen dürften. Namentlich an den Mädchenschulen soll die Unmoral eine furchtbare sein. Die Mädchen in Rußland erlangen frühzeitig eine gewisse weibliche Reife, so daß Mädchen im Alter von 11—12 Jahren den Eindruck unserer deutschen Mädchen im Alter von 15—16 Jahren machen.

Es läßt sich denken, daß durch solche Vorkommnisse in der Schule die jungen Mädchen über keinen allzugroßen moralischen Halt außerhalb der Schule gebieten können, im Gegenteil, daß in der Schule Gesehene oder Erlebte bricht ihnen endgiltig das sittliche Rückgrat und treibt die jungen Geschöpfe dem Laster und der Unzucht förmlich in die Arme. Schülerinnen mit zwölf, dreizehn Jahren kann man allabendlich mit ihren Liebhabern in den Straßen Petersburgs und Moskaus, sowie der meisten russischen Städte flanieren sehen. Verhältnisse zwischen jugendlichen Schülerinnen und ebenso jugendlichen Schülern sind gleichfalls nichts seltenes, wie es eine Spezialität der großen russischen Städte ist, daß Mädchen im schulpflichtigen Alter die fast ausschließlichen Insassen der zahlreichen Lasterhöhlen abgeben. Die Demoralisation nimmt in Rußland in erschreckendem Maße zu, unter den oberen Ständen genau so wie in den unteren. Bei den obersten Ständen schreibt man dies dem Ueberflusse, bei den unteren der Not zu. Die armen Leute, die für wenige Rubel die ganze Woche schwer arbeiten müssen, sehen es förmlich als einen Glücksfall an, wenn sie ein Töchterchen haben, das durch ein „Verhältnis“ Geld ins Haus bringt. Das Laster wird gut bezahlt und das Geld scheint leicht verdient — also darum nur rasch ins Verderben gebracht, je jünger, desto besser! Der moralische Halt — ja, woher sollen den die hungernden und gedrückten Stände Rußlands haben? Die obersten Schichten gehen mit dem schlechtesten Beispiele voran, die Schulen verderben die jungen Herzen und die Not der unteren Stände besorgt das übrige. Ja, die Schule liegt in Rußland im Argen und hier wird man den hauptsächlichsten Grund für die stetig zunehmende Verwilderung und sittliche Verkommenheit der russischen Gesellschaft suchen müssen. Das, was man in Rußland Schule nennt, ist es eigentlich nur, dem Namen nach, wie sich das Lehrmaterial aus den verschiedensten Elementen zusammensetzt, so daß man beruhigt annehmen kann, daß 70—80 Prozent desselben unwürdig sind, dem Lehrstande anzugehören. Diese haarsträubenden Zustände herrschen aber nicht nur in den öffentlichen Schulen, auch in jenen vornehmen und teuren Privatschulen, welche nur für die obersten Zehntausend da sind, sind Unmoral und Unzucht die grundlegenden Prinzipien. Ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren in Petersburg ein vornehmer Mädchensemester behördlich geschlossen wurde, weil gegen sämtliche Professoren Strafanzeige wegen Verführung und Sittlichkeitsdelikte erstattet worden waren. Die Affäre, die dann später freilich wieder vertuscht wurde, hatte damals in Petersburg ungeheures Aufsehen hervorgerufen.

Ueber wie viele Mädchenleichen schreitet dieses Rußland hinweg. Von seiner frühesten Jugend an muß das weibliche Geschlecht dem russischen Staate und seiner Gesellschaft die blutigsten Opfer bringen. Kaum hat das russische Mädchen den Boden der Schule betreten, so richtet sich schon das Auge der zuchellosen Gesellschaft aus daselbe und die Verwilderung beginnt. Der weibliche russische Student —

wer kennt nicht das Elend dieser Wesen in allen seinen Abarten, wer weiß nicht, daß ein Leben voller Entbehrung, voller Opfer und Erniedrigung hinter diesem armen Wesen liegt, und daß der dadurch in ihren Herzen sitzende unaussprechliche Groll es ist, der die russische Studenten immer in die ersten Reihen der Revolutionäre und Verschwörer treibt. Und nun müssen sie auch in dieser Gestalt Rußland ihre Opfer darbringen — fürwahr, es vermag in Rußland keine Tragödie sich zuzutragen, bei der nicht eine Reihe von Mädchenleichen mit aufgeopfert werden würde. Selbst die Affäre des meuternden Kriegsschiffes „Anies Potemkin“ ist nicht vorübergegangen, ohne daß das Frauengeschlecht seine Opfer hätte darbringen müssen.

Seit neuester Zeit hat sich aber sogar auf den russischen Bahnen die Gewohnheit eingebürgert, daß das Jugpersonal die reisenden weiblichen Geschlechter als Freibeute zu behandeln beginnt. Die Zustände sind bereits soweit gediehen, daß sich Frauen nicht einmal kleine Strecken, geschweige denn Reisen ohne männliche Begleitung zu unternehmen getrauen. Kürzlich ist zwar ein strenger Erlaß seitens der Staatsbahnverwaltung erlassen worden, in welchem das Jugpersonal auf seine Pflichten gegenüber dem reisenden Publikum aufmerksam gemacht und die sittliche Verfehlung gegen die weiblichen Reisenden mit der sofortigen Entlassung aus dem Eisenbahndienste nebst den im Straßengesetzbuch festgelegten Freiheitsstrafen bedroht wird, allein ob dieser Erlaß von praktischem Werte sein wird, wird sich erst zu erweisen haben. Die Verwilderung und Verlotterung in Rußland mit Erlässen hintanhalten zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen. Die Hauptursache dieser schrecklichen Erscheinung liegt in den wenigen und in den schlechten Schulen, in der vollständigen Vernachlässigung der Geistespflege, ohne die kein Volk und keine Gesellschaftsklasse den Weg zur wahrhaftigen Menschlichkeit finden kann.



An den 5 Fingern
kann es sich jede Hausfrau ausrechnen, dass sie
40% Ersparnis
erzielt, wenn sie
MOHRA-MARGARINE
anstatt Naturbutter verwendet.

Schwächliche in der Entwicklung oder beim Verfall zurückbleibende Kinder, sowie kranke, schwache Erwachsene gebrauchen als Kräftigungsmittel mit großem Erfolg **Dr. Fommes' Daematonen**.
Der Appetit erwacht, die geistigen und körperlichen Kräfte werden rasch gehoben, das Gesamt-Körpergefühl gestärkt.
Man verlange jedoch ausdrücklich das echte „Dr. Fommes' Daematonen“ und lasse sich keine der vielen Nachahmungen aufreden.

Berliner Brief.

Von A. Silbina.

Wo die Liebe hinfällt. — Frau Sabemana! — Prinzessin und Kammerfrau. — Rochmals Bonn und wieder Bonn. — Der zerbrochene Degen. — Eine neue Theaterbaupolizei-Ordnung. — Die Sport-Ausstellung. — Die „Große“. — Anton von Werner. — Lautenburg. — Moulin rouge. — Die Herbe. — Untergetischt.

Wir haben wieder unseren neuen Gassenhauer! Wir haben diesmal deren sogar mehrere, denn „Wo die Liebe hinfällt“, das ist eine neue Posse des Thalia-Theaters, die mit großem Erfolge in Szene gegangen ist, hat gleich mehrere der leichtflüchtigen Melodien auf den Markt geworfen. Zunächst singt, spielt und tanzt man „Wo die Liebe hinfällt“.

Ja, wo eben die Liebe hinfällt! Es ist im Leben eben nicht anders. Seht euch den gerade jetzt zu Ende geführten Prozeß der Kammerfrau Milenska an; die Liebe der Prinzessin war auf sie gefallen, und nicht der Einfluß des kaiserlichen Hofes hat vermocht, daß die unter allen Umständen ein wenig bedenkliche Milenska von ihr getrennt werden konnte. Die Prinzessin liebte ihre Kammerfrau glühend und vertraute ihr blindlings. Der Prozeß gegen die, welche sich dieser Liebe und dieses Vertrauens unwürdig gezeigt haben soll, endete mit einer Freisprechung. Es war also für die herzogliche Familie der Prinzessin kein Sieg, und man muß daher wohl auch zu dem Schluß kommen, daß der Prozeß vielleicht gar nicht nötig gewesen ist. Angelegt war er auf Sensation von allen Seiten, nur nicht von der herzoglichen Familie her, da scheint noch beizeiten ein Veto gekommen zu sein, und man geht auch nicht fehl, wenn das Veto auf das kaiserliche Veto zurückgeführt wird. Der Kaiser dürfte gesprochen haben, ein Kaiserwort zur rechten Zeit. Wenn man den Fall Bonn, von dem nur schon alle Welt spricht, bei Seite betrachtet, so hat er so lange keine Kreise gezogen, bis der Kaiser das rechte, d. h. das entscheidende Wort gesprochen. Es war sicher auch furios, daß die Liebe des kaiserlichen Hofes gerade dem „Berliner Theater“ zu-

gefallen war, gerade Herrn Bonn diese Gans! Ja, wo die Liebe hinfällt! Aber hier war man über den Gegenstand der Zuneigung sicher nicht orientiert, und Bonn dürfte so lange mit der kaiserlichen Gans spielen und operieren, solange man an höchster Stelle über ihn nicht genau orientiert gewesen ist. Jetzt endlich hat der Kaiser das Wort gesprochen und gesagt: „Herr Bonn existiert für mich nicht mehr, und ich möchte es nicht, daß noch jemand meines Hauses das „Berliner Theater“ besucht.“ Damit ist das Schicksal des Theaters an einen kritischen Wendepunkt gelangt, und es dürfte so ziemlich einzig dastehen, ich meine die Geschichte des „Berliner Theaters“ in dem letzten Jahre. Herr Bonn hat den Degen zerbrochen, mit dem er für seine Ideale gekämpft hat. Es ist sehr leicht möglich, daß diese ideale Kämpfer viele, vielen Mitgliedern schwere Sorgen machen werden, wenn sie durch ihren Herrn und Meister brotlos werden. Das Schicksal Bonns interessiert jetzt nicht mehr so, als das Schicksal des „Berliner Theaters“ überhaupt. Der dort der zukünftige Direktor sein wird, ist allerdings noch eine ungelöste Frage, sicher ist nur, daß Dugend Direktoren, und solche, die es werden wollen, unterhandeln. Als ob Theaterdirektor sein ein so gutes Geschäft und eine so besondere Annehmlichkeit wäre! Viel Unangenehmes widerfährt so einem Theaterdirektor wahrhaftig nicht. Jetzt ist wieder eine neue Theaterbau-Polizeiordnung herausgekommen, welche vielen Theaterleitern reichlich Sorgen machen wird. Viele in Vorbereitung befindliche Projekte werden Abänderungen erfahren müssen, manche bestehenden Theater erhebliche Umwandlungen. Einen kleinen Trost haben die Theater: Die Sport-Ausstellung bringt so viele Fremde nach Berlin, und viele Fremde ist immer ein gutes Zeichen für die Theater. Die Sport-Ausstellung ist die erste von mehreren Ausstellungen, welche ihre Pforten geöffnet hat. Diese Sport-Ausstellung, welcher der Kronprinz sein volles Interesse zuwendet, darf als außerordentlich gelungen bezeichnet werden; sie ist durchaus international und entrollt uns ein geradezu überraschendes Bild von dem gegenwärtigen Stande des Sports und seiner Hilfsmittel. Am Sonnabend ist nun auch wieder der große Tag der Großen Berliner Kunst-Ausstellung. Man spricht schon lange viel Gutes von der diesmaligen

„Großen“. Gossentlich bewahrt hat sich alles, was man schon Tage, ja vielleicht schon Wochen vorher von Bildwerken und Bildern erzählt hat. Die aus vielen großen Kunstständen zusammengeflochtenen Mäler und Bildhauer haben diesmal reichlichen Gesprächsstoff: „Anton von Werner“ lautet das Thema; „Warum ist er gegangen?“ die Frage! Jeder will es besser wissen wie der andere, warum Anton von Werner das Präsidium des Vereins Berliner Künstler plötzlich niedergelegt hat. An scharfen Angriffen hat es nicht gefehlt, großer Sympathien hat sich Werner nie erfreut; und doch ist das Gespräch über ihn so, als ob es sich um etwas ganz Außerordentliches handelt. Da geht man mit einem anderen Scheidenden besser um. Siegmund Lautenburg, doch wohl der bekannteste Berliner Theaterdirektor, wird, wie schon männlich bekannt, Wiener Theaterdirektor; seine Freunde und alle, die ihm mehr oder minder nahestanden und stehen, haben ihm ein Abschiedsbankett im Mozartsaal. Der Gelehrte darf mit Rührung auf diese Veranstaltung blicken, die sich zu einer großen, ziemlich allgemeinen Ehrung ausgewachsen hat. Seine Direktionszeit im Residenz-Theater wird den Berlinern noch lange in Erinnerung bleiben. Ein anderes „Ereignis“ darf denselben Anspruch erheben; es mag ja von sehr kritischen Geistern als Ereignis nicht betrachtet werden, aber im Programme der Großstadt ist es entschieden ein Ereignis gewesen. Es gibt sogar Leute, die behaupten, „es wird ihnen unvergesslich bleiben.“ Der Neubau von „Moulin rouge“ in der Jägerstraße ist eröffnet worden, das schönste und größte Ball-Local der Zeit! Die Unternehmer gaben für Auserwählte der Lebendwelt ein Souper; 200 Kenner des Nachtlebens saßen an der Tafel, und als diese beendet war, wurden die schönsten Vertreterinnen des Nachtlebens, die Berlin auszuweisen hat, in den Saal gelassen. Die Herbe stürzte herein; die einzelnen fühlten sich allsogleich als Herrinnen der Situation, hier fühlten sie Boden unter den Füßen, hier war ihre Domäne. Der Anblick, als die Schar in rauschender Reihe hinein-stürzte — das soll eben der Moment gewesen sein, den die ältesten Lebemänner so leicht nicht vergessen werden.



Nr. 99.

Sonntag, den 28. April 1907.

22. Jahrgang.

Martinas Hochzeit.

Roman von Konstantin Harro.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Mein Mann sendet natürlich innigste Glückwünsche. Er konnte noch nicht abkommen. Denke: seit gestern abend sind wir erst zurück. Und es litt mich nicht daheim. Ich mußte erst zu dir. — Ach, Marti, welch bedeutungsvoller Schritt! Aber — sie überblickte das Zimmer, die Blumen — „wo ist denn der Bräutigam?“

„Hans Eugen mußte auf einige Tage nach Berlin.“

„Ach — so! Gerade jetzt! Schade. — Ach, mein Herz ist übergelb, Marti — Und ich weiß doch nicht...! Aber erst laß dich anschauen. Ein bißchen blaß, wie? Schlanker bist du auch geworden. — Nun, natürlich! Liebe zehrt! — Ich? Nicht wahr, ich sehe vorzüglich aus! Und sieh einmal diese entzückende Robe! Pariser Schneiderwerk. Eigentlich zu schade für eine Bandtour, aber ich wollte doch recht, recht feierlich erscheinen bei einem so — so — nun auch feierlichen Anlaß!“

Martina schwieg. Sie hätte sagen können: „Ja, du siehst entzückend aus, Mizi, reizender noch, wie als Mädchen,“ aber sie brachte kein Wort hervor.

Mizi schien das nicht zu bemerken; plauderlustig wie stets fuhr sie fort:

„Ich habe einen vorzüglichen Mann. Und närrisch verliebt ist er in mich. — Siehst du: ich konnte Hans Eugen nicht erlösen! Nicht um die Welt. Nein, nach allem, was geschehen — nein! Ich wollte zu viel. — O, gewiß, er tut mir leid, sehr leid — ich habe ihn doch geliebt. — Jetzt mache ich mir Vorwürfe, daß ich so lange fortgeblieben bin, süße Marti. Ich hätte dir raten, helfen können. — Warum übereilte sich Hans Eugen so? Freilich, er war ja verpflichtet. Er hatte ja die ganze Korrespondenz deiner Mutter mit Konrad Sterzenthal in Händen, er wußte genau, welcher vernichtende Schlag Euch traf, als das Projekt auseinanderfiel — aber: wozu sich durch diese rasche Entschliebung bei sämtlichen Müttern der Gegend mißbillig machen? Du wärst ihm ja nicht davon gelaufen — na, Schach, nimm das nicht übel: ich war auch ein blutarmes Mädchen und weiß, daß sich um solche die Freier nicht balgen. — Ja, ja, Hans Eugen braucht ein gut Teil Protektion, um hier zu reüssieren, und da verlobt er sich Knall und Fall. — Zu dumme Marti, dir auch wäre manches Unliebsame erspart geblieben, hätte Hans Eugen noch ein, zwei Jahre den Heiratskandidaten gespielt. — Aber freilich! Ich weiß ja nicht — meines Bräters verzweifelte Lage. — Es kann dringend geworden sein.“

„Papa?“ rief Martina zornsprühend. „Du irrst! Wir sind es wahrlich nicht gewesen, die an diesen Antrag gedacht haben. — Eher hätte ich an des Himmels Einsturz geglaubt, als in mir die Erwählte Hans Eugens zu sehen. Schweigen wir, bitte, von Dingen, die nicht erquicklich für mich sind!“

„Du, ja du!“ flüsterte Mizi, ohne auf Martinas Bitte zu achten. „Du bist auch naiv.“ Aber was so hinter den Konfisen gespielt hat —! Nun, höre, ich — gönne dir ja dein Glück! Ach, wäre es reichstes Glück, ich wollte jubeln mit tausend Jungen, das es gerade dich trifft.

Du hast gewählt. — Was beschwere ich auch dein argloses Gemüt? Meine dumme Aufrichtigkeit! Aber — es sind doch immerhin schwierige Verhältnisse, in die du eintrittst. — Meine Schwesterliche Buneigung verbot mir sogar, dich nicht ungarnet zu lassen.“

„Von Schwesterlicher Anhänglichkeit ist in deinen Mitteilungen wenig zu merken,“ entgegnete Martina herb. „Wozu all diese Fragen, die Beleidigungen sind? Bin ich dir je lästig gefallen mit meiner Reueherde?“

„Schach, Schach! Wie du mich betrübst!“ rief Mizi mit bedauerlichen Mienen. „Ich meine es doch so herzlich gut zu dir. Nun, wenn ich dich quäle, höre ich lieber auf, obgleich mir noch tausenderlei das Herz belastet. Nur eine Frage noch, die wichtigste: Du liebst Hans Eugen?“

Von Mizis unbarmherzigen Lippen konnte Martina dieser Anruf nicht ganz überraschend kommen. Jedenfalls hatte sie sich für diese Unterredung gewappnet. Mizis Augen bohrten sich förmlich in ihr Gesicht! Sie fühlte es.

„Da ich mich mit Hans Eugen verlobt habe, werde ich ihn doch jedenfalls auch lieben,“ sprach sie eifrig kalt.

„Das ist keine Antwort.“ Mizi konnte nicht klug aus ihrer Kusine werden, und das verdroß sie. „Du warst auch so gut wie verlobt mit Konrad Sterzenthal. Den liebtest du aber nicht, so viel ich weiß.“

„Es ist wohl für dich nicht von Belang, zu wissen, ob ich meinen zukünftigen Gemahl aus Liebe heiratete,“ meinte Martina nachlässig kühl. — „Du magst es ehrlich mit mir meinen — aber du bist in diesem Falle zu sehr Partei, um gerecht sein zu können. Laß uns also zu anderen Gesprächsthemen kommen. Deine Reise war wunderschön, nicht wahr?“

Mizi lachte.

„Aha! Jetzt möchtest du wissen, ob ich mit Hans Eugen in Italien zusammengetroffen bin? — Frage ihn doch, Schach!“

„Ich weiß, daß dies nicht geschehen ist,“ sprach Martina schnell, wie von einer Ahnung durchzuckt.

„So? Dann hast du eben gefragt! O, die Reise ist herrlich gewesen! Wenn ich aber gewollt hätte...! Marti, ich sage nichts mehr. Du bist Braut, und Kränkungen auszusprechen, liegt mir fern.“

„O, es käme auf eine mehr nicht an,“ meinte Martina bitter.

„Habe ich dir wirklich Schmerz bereitet?“ fragte Mizi, sich innig an Martina schmiegend. „Ach, du weißt nicht, wie gut ich es mit dir meine! Nichts, nichts sollst du mehr hören! Es ist schon so: die Wahrheit vertragen die wenigsten. Noch einmal: sei glücklich, Marti, und vergiß nicht, daß du in mir eine Freundin hast, der du jederzeit willkommen bist.“

„Wir werden kaum viel Verkehr miteinander haben,“ meinte Martina, Mizis Bärtlichkeiten kühl abweisend.

„Ach, du wirst stolz!“ lachte Mizi auf. „Baronin von Stergenthal-Wobbin! Du, der Titel machts nicht! — ich bin doch lieber die einfache Mizi Krabnich geworden.“

Mit raschem Entschluß ging Martina zur Wohnzimmertür und öffnete sie.

„Mama, Mizi will dir von ihrer Reise erzählen,“ sagte sie laut.

„Ach! Glückst du dich wirklich vor mir, Liebste?“ flüsterte Mizi amüsiert.

„Das nicht! entgegnete Martina ruhig. „Ich möchte nur, daß Mama deine liebenswürdige Gesellschaft nicht länger entbehrt.“

„Freilich, freilich! Tantchen hatte mich ohnehin stets zu sehr ins Herz geschlossen.“

Lachend flog Mizi an Martina vorbei ins Wohnzimmer, wo auch Herr von Pfung anwesend war.

„Puh! Da drin kriegt man Kopfschmerzen,“ rief sie, dem Onkel mit fröhlichem Grüßen die Hände schüttelnd. „Wie könnt' Ihr nur die welken Blumen noch aufstellen?“

„Aber, Mizi! Well?“ sagte Pfung erstaunt. „Hans Eugen schickt Tag für Tag frische, und die Blumenarrangements, die mit den Glückwünschen kamen, hat Julie in besondere Pflege genommen.“

„Das schadet nichts. Sie riechen unaussprechlich,“ behauptete Mizi. „Ueberhaupt eure deutschen Blumen! Im Süden mühtet ihr sie sehen! da leben sie, sprechen, haben Gesichter! Und ihr Duft durchströmt den Körper wie ein Feuerstrom.“

„Nun, die Stergenthaler Glashäuser sind ja berühmt,“ meinte Frau von Pfung. „Wir können nicht alle in Italien sein. Hier läßt es sich auch existieren.“

„Mit dem nötigen Kleingeld, meinst du und ich? Jetzt müßte ich dir eigentlich die Geldstücker wiedergeben, die du mir so ab und zu zugesteckt hast — aber du nimmst sie am Ende gar nicht an.“

„Ach, Mizi, mein Schwiegersohn, der Majoratsherr...“ lachend kopierte sie Herr von Pfung.

Dem war nicht wohl zu Mute. Die Augen seiner Frau ruhten beinahe verächtlich auf ihm.

Blaubertasche Mizi! Es war wirklich auf Weiber kein Verlaß! Mühte seine Frau wissen, daß er bei seinen knappen Mitteln noch eine Handvoll Gold für das Nichtchen geopfert hatte?

„Mizi beliebt zu scherzen,“ lächelte er gezwungen. „Von Goldstücken redest sie, wo's doch ehrlich verdiente Spielf pennige waren. Oder haben wir nicht zusammen gestaltet, Kleine?“

„Na, ob!“ sie zwinkerte lustig mit den Augen zur Tante hin.

„Und Julie?“ fragte sie, als sie ihr quecksilbriges Persönchen endlich im Schaukelstuhle eingebettet hatte. „Liegt sie zu Bett? Wir hörten schon auf dem Bahnhofs, daß es nicht besser werden will... Ich möchte die Ärmste heute nicht sehen. Mein Mann ist so furchtbar ängstlich — ich aber gar nicht, wirklich gar nicht!“

„Bleibe nur sitzen“, sagte die Baronin trocken. „Julie ist in der Stadt beim Arzt. Du steckst dich also nicht an. — Uebrigens übertreibst die Leute gern, wie du weißt. Julie wird übrigens völlig wiederhergestellt werden.“

„Ach, da feiert ihr wohl gleich Doppelhochzeit?“ rief Mizi mit hocherfreuter Miene. Zu komisch: eine den Pastor, die andere den Majoratsherrn. Martina, hast du denn den schönen Otfried Treuen so ganz und gar aus deinem Herzen gerissen?“

Die Empörung färbte Martinas Wangen rot. Der Vater, die Mutter, Edwin sahen erschreckt zu ihr hin, Mizi lachte schadenfroh.

„Na, da hab' ich wohl wieder etwas Schönes angestellt!“ sprach sie reuevoll. „Meine dumme Ehrlichkeit! Gut, daß ihr mich bald loswerdet.“

Alle dachten das Gleiche. Bei Mizis Kommen hatte sich etwas wie Mehltau auf die Freude der Familie Pfung gelegt. Sie zertrümmerte die Welt in die Heimlichkeit ihrer neu gewonnenen Hoffnungen. Nicht Martina allein atmete befreit auf, als die Krabnichsche Equipage nach einer halben Stunde von dannen rollte. Mizi lehnte im Wagen wie eine Fürstin. Sie nickte den Pfungs zu, als wären sie treue Untertanen. Frau von Pfung war außer sich vor Borne.

„Sie soll mir nicht mehr über die Schwelle!“ eiferte sie. „Diese Taktlosigkeit mit Julies Kränklichkeit!“

„Bleiben wir lieber gut Freund mit Krabnichs,“ rief der Baron. „Man muß dem Teufel zwei Lichter anstecken, weißt du!“

Martina sagte nichts. In ihr aber raste der Sturm. Würde es das ganze Leben hindurch so gehen? Baute sie darum auf, daß ein jäher Windstoß mit hartem Griff all ihre Mühe vereitelte? Hatte sie wirklich Mizi den heiß Geliebten geraubt?

Und war ihr dadurch eine Freundin erstanden? Ach, daß sie sich hätte an Hans Eugens Brust werfen, all ihre Nöte ihm beichten dürfen! Nie, nie konnte das geschehen! Noch fremder stand sie dem Verlobten gegenüber, seit Mizis neues Mißtrauen geweckt.

Mizi lehnte im Fond der Equipage und ließ hurtig zur Stadt zurückfahren. Auf ihrer schmalen weißen Stirn lag eine Wölfe.

„Ich bin zu spät gekommen!“ sagte sie erbittert. „Und ich weiß nicht, ob sie ihn liebt. Täte sie es, so hätte ich ihn leidenschaftlich verteidigt. — Aber vielleicht wollte sie gerade vor mir ihre Seele mit dem dichtesten Schleier umbüllen: Aus Stolz? Weil er mich geliebt? Dann läßt sie auch ihn nicht ahnen, daß unter Eiseskälte Flammen lodern. — Ach, arme Martina, was hast du von diesen Gluten, die nicht zu ihm hinüberschlagen dürfen? Sie verzehren dich langsam. — Und es geschieht dir recht so! Warum hast du deine Hand nach einem Gute ausgestreckt, das mir gehört? Kampf denn: Kampf mit dir und mit ihm! Oh, List bezwingt die Stärke, Lüge die Wahrheit in dieser kurosen Welt! Treuen wir uns, daß es so ist!“

Ein Vächeln trat wieder auf ihre Lippen. Sie fuhr die Chaussee entlang, ihr zu Häupten leuchtete der Blütenschnee der Apfelbäume. Zuweilen fiel ein Regen weißer Blätter auf sie nieder.

„Frühling!“ flüsterte sie. „Mein Frühling war kurz! Aber der Sommer ist noch mein Teil, die lange duftbeschwerte, glutvolle Sommerszeit.“

Eine schöne Zeit tat sich vor Martina auf. Sie zog dem Süden zu, wie es die Wandervögel taten, denen sie Jahr für Jahr ungeduldig nachgeschaut hatte, Sehnucht im Herzen tragend nach schöneren Gefilden.

Und nicht allein durfte sie die Welt ihrer Träume schauen. Neben ihr weilte der Mann, den sie liebte. Ach, freilich, diese Liebe lag als ungehobener Schatz tief verborgen im Herzen! In ihrer Brautzeit hatte sie der Gedanke gepeinigt, den langen Winter hindurch mit Hans Eugen im Stergenthaler Schlosse zu verbringen. Sie hatte aufgeatmet, als er ihr die Reise nach dem Süden vorschlug. Lebhaft hatte sie zugestimmt. Und endlich erschien der Hochzeitstag!

Julie, die sich den Sommer über wohler gefühlt hatte, liebte es sich nicht nehmen, die blasser Braut zur Zeremonie zu schmücken. Ihr wars, als puzte sie ein Opferlamm. Sie, die so fest an die ewige Dauer der Liebe glaubte, war überzeugt, daß Hans Eugen noch im Banne von Mizis schönen Augen stand. Sie bemitleidete die Schwester, die sich nur Eltern und Geschwistern hingab. Sie gelobte sich inmitten der glänzenden Gesellschaft, welche den Altar umstand, dem in Jugendschön prangenden, stolzblickenden Weibe, das ernst den Worten des Predigers lauschte, ernst das bindende „Ja“ sprach, stets eine Freundin zu bleiben. — Auch sie ging nach dem Süden. Aber sie nahm einen anderen Weg, als Martina mit dem Gatten einschlug. Sie wollte ja nur Leben trinken am sonnendurchleuchteten Meeresstrand, nicht wie die Vermählten, von Genuß zu Genuß eilen. Als der Wagen, der Martina in die verheißungsvolle Ferne führen sollte, bereit stand, lagen sich die Schwestern noch einmal in den Armen, und alle Freuden ihrer schuldblosen Kindheit schauten sie trauernd an.

„Gehe mit Gott!“ flüsterte Julie bewegt. „Bedenke, daß dein Mann dir hinfort der Nächste ist, daß seine Seele in deine Hände gegeben ist! Halt sie fest, tren und warm! Mache Hans Eugen glücklich — dann erfüllst du Gottes Gebot, dann auch spürst du des Höchsten Segen.“

Martina antwortete nichts. Ein starkes Zittern durchlief ihren Körper; ihr wars, als dürfe sie Julies Arme nicht lassen, als täte sich ein Abgrund auf zwischen ihr und Hans Eugen.

Und endlich sah sie doch an seiner Seite, geängstigt, verunsichert, von Einsamkeit bedrückt an des Geliebten Seite.

Aber mußte sie nicht dennoch dem Geschick dankbar sein? Was hatte es ihr denn verweigert? Sie liebte ihn ja! Und wenns nicht Liebe war, die auch sie umfing, so war es doch wenigstens Fürsorge, zarteste Rücksichtnahme auf ihre Wünsche. Wie hätte sie nicht in Gehorsam und Pflichterfüllung ihren Dank bezeigen sollen für alles, was ihr so überreich zu teil geworden? Daß sie ernst und kühl bliebe: nun, es erschien ihr auch wie eine Pflicht. Was bedeutete ihm auch diese Seele? Sie waren handelsmäßig geworden, und ihr Vorteil erheischte es, sich freundlich zu begegnen. Mehr war vom Uebel. Fremde, die sie beobachteten, hätten sie allerdings nicht für Hochzeitsreisende gehalten, wohl aber für vornehme Leute, die in korrekter Ehe mit einander lebten.

Fortsetzung folgt.

Denkspruch.

Die Flut der Leidenschaft, sie stürmt vergebens
Ans unbezwungne feste Land. —
Sie wirft poetische Perlen an den Strand,
Und das ist schon schon Gewinn des Lebens.

Goethe.



Hannes.

Skizze von Friedrich Schiller.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Seit dem Tage aber, an welchem Hinrich Stranz und seine beiden Brüder gekommen waren, hatte sich auch etwas eingefunden, was Hannes nicht verstand: seine Mutter war ganz anders zu ihm geworden. Sie hasste nicht mehr wie früher still an ihm vorüber, sondern keifte oft, daß er ihr im Wege und zu nichts nütze sei. Sein Vesperbrot strich sie dünner und warf es ihm mit einer mürrischen, unfreundlichen Gebärde auf den Tisch. Und wenn er um eine zweite Schnitte bat, merkte er, daß sie's nicht gern gab. Hinrich Stranz grinste häufig spöttisch. Einmal sagte er sogar etwas wie: „unnützer Fresser!“

Da hatten's die beiden Stiefbrüder besser. Ihnen gab man, ohne daß sie baten. Reichlich und ohne Murren. Und sie saßen breitpurig, mit ausgelegten Ellenbogen am Tisch und lauten mit vollen Backen. Sie waren die Herren. Und Hannes schien kaum noch gebildet.

Valentin und Klemens Stranz empfanden die Zurücksetzung des Stiefbruders bald und fühlten darüber eine innige Genugthuung. Der Krüppel war ihnen vom ersten Tage an nicht sympathisch gewesen. Mit dem konnten sie sich ja nicht raufen, der konnte mit ihnen ja nicht tollen und Streiche aushecken! Was sollten sie also mit dem! Sie kümmerten sich nicht um ihn, hatten aber bald ihre Freude daran, dem Buckligen einen Schabernack zu spielen. Sie versteckten sein Bilderbuch oder zertraten ihm im Garten seine Häuschen aus Sand. Auch einen Spitznamen fanden sie für ihn. „Buckelhannes!“ riefen sie. Hannes duldete schweigend. Als er sie dann aber eines Tages dabei überraschte, wie sie ihm seine Glasmarmeln, das letzte Geschenk, das ihm der Vater aus der Stadt mitgebracht, zertrümmerten, empörte sich der schmale, blasse Junge gegen die beiden Starren. Er wies ihnen drohend die Fäuste und hatte die Augen voll Tränen. Da lachten sie und schlugen ihn.

Hannes lief weinend zur Mutter. Die mußte ihm ja helfen! Die mußte, mußte!

Aber er fand bei ihr nichts von einem verständnisvollen Entgegenkommen, nichts von einem Bereitsein, seine Rechte zu vertreten. Im Gegenteil. Sie wies ihn scheltend aus der Küche, wo sie am Herd stand. Und als er, ganz starr vor Entsetzen, nicht sofort ging, hob sie den Kochlöffel und schrie: „Pach dich, du Nichtsnutz!“

Dieses grausam harte Wort! Hannes taumelte hinaus und vertrocknete sich in die dunkelste Ecke des Wagenschuppens.

Hier saß er dann bis in den Abend hinein. Seine Augen blieben trocken. Aber seine Seele weinte. Weinte weinte! Und seine heißen, schmalen Lippen murmelten: „Vater, Vater!“

Von diesem Tage an wurde er scheu wie ein verängstigter Vogel. Sein Gesicht nahm eine noch tiefere Blässe an und seine Augen sahen immer in die Fernen, als suchten sie ein besseres, ein lichtes, freundvolles Land. Oft schlief er schon vor der Abendmahlzeit in seiner Schlafkammer; denn er fürchtete sich vor dem Brüderpaar, das so wollüstig aß und so spöttisch blickte.

Hinrich Stranz war zum Markt gewesen und in der Abendstunde aus der Stadt zurückgekommen. Nun suchte er in der Stube fluchend nach seinen Pantoffeln. Als er sie nirgends fand, fuhr er seine beiden Jungen an und schimpfte, daß sie sich nicht längst danach umsehen.

Sie krochen eine Weile mißmutig unter den Betten

und in den Winkeln umher; denn sie waren vom Zwergen um bunte Bohnen aufgeschreckt worden. Als sie nach längerem Suchen nicht fanden, behauptete Valentin plötzlich: „Der Hannes hat sie versteckt.“

Diese Beschuldigung entfachte die Ungeduld Hinrich Stranz' zur Wut. Was, der Bümmel? Der unterstand sich eine derartige Frechheit? Daß ihn der Geier hole!

„Hannes, Schlingel, Esel! Wo steckst du?“ Hinrich Stranz brüllte es.

Hannes kam. Schon aus seiner Schlafkammer. Nur noch mit der Hose bekleidet. Er duckte sich schon und preßte seinen krüppeligen Körper gegen die Tür.

„Bengel, wie kannst du mir meine Pantoffeln verstecken! Sofort her damit, oder ich . . .“

Hinrich Stranz' massige Rechte reckte sich suchtelnd auf.

Hannes zitterte. Er verstand nicht.

Weshalb er das Maul aufreißt, schrie der Bauer, und Klemens Stranz behauptete gehässig, Hannes verstecke sich nur, er wüßte ganz genau, wo sie seien.

„Ich weiß es nicht, nein, ganz gewiß nicht!“

„Er lügt! Vater, er lügt!“ Danach klapperten die Würfel wieder über den Tisch und Valentin Stranz grinste höhnisch. Nun bekam's der Krüppel endlich einmal. Ja, so war es recht. Sie konnten ihn doch nun einmal nicht ausbleiben.

Da ging Hinrich Stranz auf ihn zu. „Elende Kreatur!“ Seine Hand holte zum Schlage aus. „Krüppeliges . . .“ Da klatschte es schon. Links und rechts, auf beide Wangen. Und dann auf den armen, tranken Rücken ein harter Schlag. Hannes schrie. Klagen, wimmernd. „Mutter!“ rief er. Ach, die half ja doch nicht. Neulich, damals mit dem Kochlöffel. . . Und nun: „Vater, Vater!“

Ja, der Vater! Nicht dieser, der ihn schlug. Dieser rohe, gewalttätige, grausame Mann nicht. Nein, jener auf dem Kirchhofe. — Sein Vater. —

Wenn niemand mehr ihm half, der würde helfen. Der mußte sich seines armen, elenden Kindes annehmen. Der mußte, mußte helfen!

Und als Hinrich Stranz die Hand zu einem neuen Schlage erhob, duckte sich Hannes und floh gehezt zur Tür.

Ein widerliches Lachen vom Tisch her und ein Fluch des Bauern liefen ihm nach.

Er hörte beides nicht mehr. Er sah schon die funkelnden Sterne draußen, die vor Kälte zitterten, wie ihm der Vater einst erzählt hatte, und denen die Englein den dicken Winterpelz noch nicht angezogen hatten, weil sie im Sommer vor lauter lustigem Spiel auf bunten, lachenden Wiesen nicht zum Nähen gekommen waren.

Aber Hannes fror nicht. O, sein Blut rann so heiß durch die Adern, daß er meinte, es sei mitten in der Ernte, wenn er barfuß durch die Felder lief. . . .

Und alle Sterne lachten und winkten und hüpften und wiesen ihm den stillen, einsamen Pfad zum Friedhofe. Zum Vater. . . O, der würde lebendig werden, wenn ihn sein Kind rief. Der mußte ja kommen und helfen. . . .

Die kahlen Eichen standen stumm und starr. Und Hannes huschte mit nackten Füßen über ihre eisglühenden toten Blätter am Grunde. . . .

Jener Hügel dort. . . Nun stand Hannes neben ihm. Und dann sank er in die Knie, warf sich laut aufschluchzend in das bereifte starre Gras und flehte: „Vater, Vater, hilf mir! Vater, Vater! . . .“

Immer wieder. Zuletzt murmelnd, müde. Wie ein sackte einschlummerndes Kind. . . .

Und dann sah er plötzlich ein helles Licht. In weiter Ferne. Alle Sterne bekamen Gesichter und Flügel und wurden zu Engeln. Die flogen zu Hannes hinab, hoben ihn auf und trugen ihn durch einen unendlichen Raum. . . . Und nun sah Hannes seinen Vater. . . Er stand und winkte grüßend.

Hannes lächelte selig und murmelte zum letzten Male: „Vater!“ . . . — — —

Die Nacht ging über die Erde und schüttete aus ihrem großen Mantel Reis auf alle toten Bäume und Sträucher und Blumen. Und glühende Diamanten säte sie auch auf die tote Menschenblume, den kleinen, krüppeligen Hannes, der nun bei seinem Vater war. —





Märtyrer der Wissenschaft. Der Ingenieur Radiguet machte seit zehn Jahren interessante Studien über die Eigenschaften der X-Strahlen und setzte sie auch fort, trotzdem er ihre gefährliche Wirkung kannte. Dabei brachte er seinen rechten Arm in ständige Berührung mit den Röntgen-Röhren und radiographierte sich ständig, ohne sich in acht zu nehmen. Eines Tages fühlte er Schmerzen in den Armmuskeln, und allmählich vertrockneten sie. Später entstand ein Riß an der Hand, so daß ein Finger abgenommen werden mußte. Langsam, Tag für Tag, sah er die Krankheit fortschreiten, die nicht mehr aufzuhalten war. Der Arm war tot, und als sich dann auch der Brand einstellte, war jede Hoffnung verloren. Diese schrecklichen Leiden ertrug er in dem Gedanken, daß seine Arbeiten nicht unnütz gewesen waren und daß sein Tod die Ärzte und Gelehrten auf die Gefährlichkeit dieser Versuche aufmerksam machen würde. Endlich erlöste ihn der Tod von seinen Leiden. Er war einer mehr in der langen Reihe der Märtyrer, die die Wissenschaft, der Beruf und die selbstlose Aufopferung zählen. Als Plâtre de Rozier durch den Sturz von seinem brennenden Ballon den Tod fand, war auch er ein Märtyrer der Wissenschaft, denn er war Physiker und nicht Veranstalter öffentlicher Vergnügungen, und es war ein kühner Versuch, über den Kanal von Vologne nach der englischen Seite im Ballon fliegen zu wollen, aber man kann auch den Vorwurf gegen ihn erheben, daß er ruhmstüchtig und unvorsichtig war. Ganz anders verhält es sich mit dem Tode von Croc und Spinelli, die die höchsten Regionen der Atmosphäre studieren wollten und infolge Luftmangels gestorben sind, ehe sie auf den Boden niederfielen. Ruhmestwert ist auch der Tod der Ärzte in den Krankenhäusern, die ohne Hoffnung auf Ruhm und ohne Bögen sich auf die an Diphtheritis erkrankten Kinder beugten und dann gleichfalls der schrecklichen Krankheit erlagen, die jetzt durch ein Serum glücklich bekämpft wird. Aber sie waren eher Opfer des Berufes als der Wissenschaft, ebenso wie der Chirurg, der an einer Blutvergiftung stirbt, die er sich durch einen geringfügigen Schnitt zuzieht. Dr. Calmette, der Direktor des Pasteur-Instituts in Lille, wäre fast ein Opfer der Wissenschaft geworden. Er suchte das Serum der Gifte der Giftschlangen; da er so in ständiger Berührung mit den Klapperschlangen, Brillenschlangen und Vipern lebte, wurde er eines Tages von einem Reptil gebissen und konnte nur durch ein sofortiges energisches Heilverfahren gerettet werden. Er hat auch den Gefahren der Pest in Porto getrotzt, um wie Dr. Yersin in Asien den Bazillus und das Serum zu finden. Der Erfinder der Schießbaumwolle, der als Opfer seiner Entdeckung starb, war schließlich auch ein Märtyrer der Wissenschaft, nur der erste in einer Reihe, da die verschiedenen Formen des Pulvers das Leben ihrer unglücklichen Erfinder gefordert haben. Interessanter als diese Erfinder sind die Forscher, die neue Länder entdeckt und ihre Geographie, Fauna und Flora beschrieben haben, wobei viele den Eingeborenen oder dem Klima zum Opfer fielen. Fast alle Wissenschaften, besonders die Medizin, haben ihre Märtyrer. Eine Ausnahme bildet vielleicht die Astronomie, abgesehen von dem Astronomen La Fontaine, der in einen Brunnen fiel, als er die Sterne betrachtete.

Kochrezept.

(Nachdruck verboten.)

Saffrieges. 1 Liter Fruchtast und ¼ Liter Wasser; ½ Liter Arrak oder Rum wird auf dem Feuer zum Kochen gebracht und, wenn es siedet, mittelfeiner Hartgries hinein geschüttet und tüchtig gerührt, daß der Gries nicht ansetzt, nun läßt man ihn gar werden, schüttet ihn in eine Glasschale, stellt diese auf Eis oder in kaltes Wasser und gibt beim Austragen Schlagrahn darüber.

Rätsel und Aufgaben.

Umstellungsaufgabe.

Angel, Banten, Daber, Eijen, Eimer, Gern, Raben, Rauch, Seif, Serben.

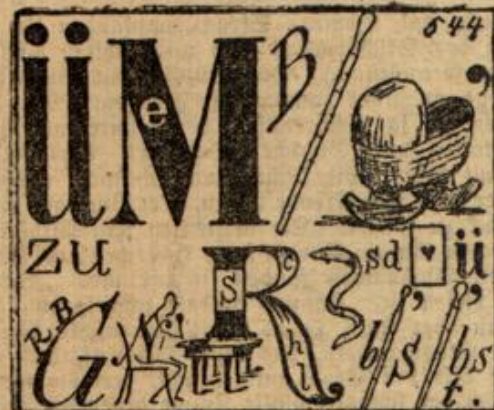
Durch Umstellung der Buchstaben soll aus jedem der vorstehenden Wörter ein neues Wort gebildet werden. Die Anfangsbuchstaben der dadurch entstehenden Wörter nennen, richtig geordnet, den Namen eines bekannten Komponisten.

Diamanträtsel.

a
a a a
a a a a b
b c c c c c c
c c c c c c c c
d h i i i i i i i
f l l l l l m m m m n n
n n n n n n n n o o
o p p p p p r r r
r s s s s s
s t t t t
u u u
u

Die Buchstaben der beistehenden Figur sollen scharf geordnet werden, daß in der wagerechten und senkrechten Mittellinie der Name eines Vergewaltigten zu lesen ist. Die erste und letzte Reihe besteht aus einem Buchstaben, die übrigen Reihen bezeichnen, aber in anderer Reihenfolge: eine Stadt in Westfalen, ein Wild, einen Vogel, ein Fahrzeug, ein Land in Amerika, ein Produkt der Kälte, eine Stadt in Bayern, einen Feiertag, einen Teil von Italien und ein Heilmittel.

Rebus.



Auflösungen der Rätsel aus letzter Sonntagsnummer.

Versteckträtsel.

Halle Gerecht	= Leer
eine saubere	= Gern
ob er stillschweigend	= Daber
nicht einen	= Raben
Fahrrad elegant	= Rauch
der Eisenbahn	= Seif
die Lehrer	= Serben
am seltensten	= Angel

Leonarda.

(Björnion.)

Rätselhafte Inschrift.

Anfangen ist leicht, beharren ist Kunst.

Ademische Zuschneide-Schule

von Fel. J. Stein, Wiesbaden, Luisenplatz 1a, 2. St.

Erste, älteste u. preisw. Fachschule am Platz und sämtl. Damen- und Kindergard. Berliner, Wiener, Engl. und Pariser Schnitte. Leicht faßl. Methode. Vorzügl. prakt. Unterr. Gründl. Ausbildung f. Schneiderinnen u. Direkte. Schul. Aufn. tägl. Cost. w. zugeschn. und eingerichtet. Taillennuß. incl. Futter-Austr. M. 1.25. Modsch. 75 Pf bis 1 Ml. 8736

Büsten-Verkauf: Radb. schon von M. 3.- an, Stoffe, von M. 6.50 an, mit Ständer von M. 11.- an.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Schusterjungen-Frechheit.



„Sag' mal, mein Sohn, wie kommt man denn —?“
 „Wat — Sohn? Sie haben wohl 'ne Tochter zu ver-
 heiraten?“



Der verliebte Mutter.

— „Ach, mein Engel, vor Liebe könnt' ich Dich über-
 auteln . . .!“



Beißende Kritik.



Untersuchungsrichter: „Also Sie sind derjenige, der
 den Hochstapler entlarvt hat. Aus welchem Grunde glaubten
 Sie nicht, daß er die hochgeborene Persönlichkeit wäre, für
 die er sich ausgab?“

— „Er war mir dazu doch zu geistreich!“



In's Stammbuch.

Poche nicht auf Treu und Ehre!
 Eins der Lebensmärkte Dich lehre:
 Heutzutage bringt es weit
 Nur noch Grundsatzlosigkeit.

Emil Hanisch.

Zwei kleine Examen-Geschichten.

Die Liebhaberei für Examina ist bekanntlich eine recht seltene — und Leute, welche das Examenmachen als eine Art Sport betreiben, habe ich eigentlich niemals kennen gelernt!

Trotzdem gehört diese Sache heutzutage zu dem sogenannten guten Ton, und es giebt außer Spitzbergen und den Feuerlandsinseln wenig examenfreie Länder mehr. In welcher genialen Weise zuweilen einzelne bevorzugte Menschen durch das Examen zu kommen pflegen, davon will ich hier zu allgemeinem Rug und Frommen heute ein paar kleine Beispiele erzählen:

Der stud. phil. Bammelberger war im Grunde seines Herzens ein ganz ungewöhnlich braver Mensch. Er trant fünfzehn Schoppen Echtes ohne „irgendwie etwas in den Kopf zu bekommen“ und war auch sonst körperlich ganz vorzüglich veranlagt. Was er aber hauptsächlich ebenfalls absolut nicht in den Kopf bekommen konnte, das waren geschichtliche Tatsachen. Die Jahreszahlen zwar, sowohl diejenigen vor als auch die nach Christi Geburt, kannte er sämtlich ganz genau, er wußte nur nicht, welche Ereignisse sich an dieselben knüpften. Dieser kleine Defekt sollte für ihn verhängnisvoll werden!

Man war dabei, den unglücklichen Kandidaten über die Regierungszeit des berühmten deutschen Kaisers Karl des Fünften auszuforschen, in dessen Reiche bekanntlich die Sonne niemals untergegangen sein soll. —

„Was wissen Sie mir über Karl den Fünften zu erzählen, Herr Kandidat?“ fragte der wohlwollende Professor, jedenfalls in der phantastischen Annahme, irgend etwas müsse Bammelberger doch von diesem ungewöhnlich bedeutenden Fürsten wissen; aber Bammelberger schwieg.

Der Herr Professor meinen wahrscheinlich Karl den Großen“, rang es sich schließlich mühsam von den Lippen des Geängstigten. Alles war starr!

(Im Übrigen wäre dies, nebenbei gesagt, aber auch ganz nebensächlich gewesen, denn von Karl dem Großen wußte der Kandidat genau ebenso wenig irgend etwas!)

Schließlich fand der verdubte Herr Professor wieder Worte: „Nein, den meine ich allerdings durchaus nicht!“ lautete seine menschenfreundliche Entgegnung, „sondern ich meine tatsächlich Karl den Fünften! — Aber“, fuhr er fort, „ich will Ihnen die Frage etwas näher legen: Was tat die Sonne in dem Reiche Karl des Fünften nie?“ — Hier hätte nun, wie man mir zugeben wird, doch zweifelsohne jeder Vorschüler die richtige Antwort gegeben: „Sie ging nie unter!“ — Nicht so unser Bammelberger. Selbst diese sonnenklare Frage leuchtete ihm nicht ein! Und mit Zittern und Zagen antwortete er zum größten Erstaunen

der Examens-Kommission: „Sie pflegte nie zu scheitern!“ — — — Das war denn nun zwar mehr, als man erwartet hatte. Dieser Kandidat hatte wirklich keinen blassen Schimmer! Und die Folge konnte nicht ausbleiben:

Er kam durch und durch durch's Examen durch! —

Anders der Andere. Blumenthal hieß er einfach und studierte dementsprechend Naturwissenschaften. Aber es war merkwürdig: mit der Botanik konnte er sich trotz seines pflanzlichen Namens nicht befreunden. Inzwischen freilich, die Sache ist schon einige zwanzig Jahre her, hat er sich selbst ungemein heftig fortgepflanzt! —

Dieser Blumenthal hatte nun allerdings absolut keinen Bammel, wie der Obengenannte, sondern er verlieh sich vielmehr auf seine persönlichen Freunde!

Zu diesen zählte nun auch der Assistent des betreffenden Professors, welcher ihn in der Botanik zu examinieren hatte, ein gewisser Tulpenstiel, ebenfalls ein — bedeutendes Genie. Als daher die schwere Stunde herannahte, ging Blumenthal zu Tulpenstiel und sprach so zu ihm:

„Teurer Freund, ich bin in der äußersten Verlegenheit!“

„Bedaure sehr“, erwiderte Tulpenstiel, „ich habe durchaus für solche Zwecke keine Summen disponibel!“

„Was denken Sie denn von mir?“ meinte Blumenthal enttäuscht, „ich will ja kein Geld, ich will ja nur Ihre freundschaftliche Unterstützung!“

„Bis an den Fuß des Schaffots!“ beteuerte Tulpenstiel, „um was handelt es sich?“

Und Blumenthal setzt seine gänzliche Unkenntnis in der Botanik auseinander. — Tulpenstiel legte sein blondgelocktes Haupt anderthalb Minuten in die Weiche, dann sprang er vergnügt in die Höhe und rief: „Ich hab's! Dösen Sie sich den Baldrian tüchtig ein!“ „Wie so?“ — „Das geht Sie garnichts an! Tuen Sie, was ich Ihnen sage.“ —

Und Blumenthal studierte eifrig den Baldrian! — — —

Der Tag des Laugens und Bangens kam. Was soll ich viel erzählen. Der alte würdige Professor fragte richtig nach dem — Baldrian und Blumenthal erhielt eine Nr. 1.

„Mensch fragte der glücklich Durchgekommene, als die Beiden am selben Abend bei einer schäumenden Flasche Selterwasser saßen, „nun sagen Sie bloß mal, wie haben Sie das mit dem Baldrian angefangen?“ — „Nichts einfacher als das!“ entgegnete der große Psychologe Tulpenstiel, „ich kenne doch meine Leute und weiß, daß der alte Professor absolut von augenblicklichen Eindrücken abhängig ist. Da habe ich ihm einfach eine halbe Stunde vor der Prüfung einige Tropfen Baldrian-Essenz in sein Taschentuch gegossen! Das hat er gerochen und die Ideen-Association war fertig. Prost!“



Was ist oft sprichwörtlich und tatsächlich wahr?

Daß ein Lustschiffer aus den Wolken fällt.
Daß ein Schloßfeger ordentlich anschwärzt.
Daß ein Müller viel weiß macht.
Daß ein Leimsieber auf den Leim geht.
Daß einem Schneider der Zwirn fehlt.
Daß ein Schuster viel Pech hat.
Daß ein Schauspieler aus der Rolle fällt.
Daß ein Wagner etwas krumm nimmt.
Daß ein Windmüller viel Wind macht.

Daß ein Uhrmacher aufzieht.
Daß ein Vegetarier ins Gras beißt.
Daß ein Rabbiner die Leviten liest.
Daß einem Wurstler manches wurst ist.
Daß eine Ballettuse wenig anzieht.
Daß ein Blumenmädchen durch die Blume spricht.
Daß ein Bierbrauer einem den Mund wässrig macht.
Daß ein Menageriebesitzer einen Affen hat.
Daß ein Wirt keinen reinen Wein einschenkt.



Druckfehler.

(Aus einer Abhandlung über Weinhandel und Weinpflege.)

Als erstes Erfordernis für jeden gewissenhaften Weinhändler gilt es, seine Weine persönlich zu kaufen (kaufen).

Raffiniert.

Fremder: „Das muß doch eine Irrung sein, gestern rechneten Sie mir 3 Mark für's Zimmer und heute 5 Mark?“

Hotellier: „Ja, es ist eine Irrung, da zahlen Sie heute sieben Mark!“

Gerechte Entrüstung.

Professor (zu einem Taschendieb): „Wenn Sie mich absolut bestehlen wollen, ist es denn dann auch noch notwendig, mich dabei stören zu müssen?“

Sperling und Katze.

(Fabel).

„Königin Deines Geschlechts“, sagte ein Sperling zu der Katze, die ihn gefangen hatte, „wenn Du mich freiläßt, zeige ich Dir den Baum, auf dem die besten Kirschchen wachsen!“

Beim Rendez-vous.



Reiche Erbin: „Wenn Hans jetzt noch einmal zu spät kommt, sage ich es seinem Hauptgärtner!“

Übertrumpft. D D



„Was Sie da von Ihrem Balz erzählen, Herr Förster, das glaub' ich Ihnen schon gern. Mein Floß, der ist ja auch so ein Schlaupf. Eben hat's elf geschlagen. Nun weiß der Floß, daß ich immer Punkt elf nach Haus geh. Sit' ich nun bloß ein Paar Minuten länger — aber sehn's, da ist er schon mit seiner Mahnung.“

Galant.

Ein Herr steigt in ein Coupé ein, in dem bereits eine junge, hübsche Dame sitzt. Da er eine Cigarre raucht, fragt er sein vis-à-vis: „Geniert Sie das, Fräulein, wenn ich rauche?“ „Bitte, nicht im geringsten,“ war die freundliche Antwort. „Ist eigentlich auch sehr natürlich,“ sagt darauf der Herr, „Engelstöpfchen pflegen gewöhnlich von Rauchwolken umgeben zu sein.“

Verschnappt.

Junger Arzt: „Es ist schrecklich, was ich für einen Zulauf habe; jede Nacht werde ich drei bis vier Mal aus dem Bett geholt!“ — „Mein Gott, wann schlafen Sie denn da?“ — „Na, in den Sprechstunden!“

Alt oll Schaulmeester Pipmann's Astronomie.

Ol Schaulmeester Pipmann tan Lütten-Knollen,
De heft ¹⁾ sinen Schaulkinnern Födrdrag hollen
Gewer d'Sünn ²⁾ un den Moand un de dusend ³⁾ Stern'n,
Dei an'n Sewen ⁴⁾ sünd sett't ⁵⁾ von Gott den Herrn.
„Wack ⁶⁾ Stern'n,“ seggt hei, „stt'n fast ⁷⁾ an'n Sewen
An könn'n sik nahrends hen ⁸⁾ furtbegewen;
Wil dat ⁹⁾ Gott sei plant't ¹⁰⁾ heft, derowegen
Geww'n ¹¹⁾ sei den Moamen Planeten kregen.
An giww't ¹²⁾ nā wack Stern'n, dei stt'n nā fast,
Dei lopen doa boaben ¹³⁾ in grote Sast;
An wil sei so fixing lopen an'n Sewen,
Sett moan sei den Moamen Fixstern gewen. W. E. Bert.

¹⁾ hat. ²⁾ die Sonne. ³⁾ tausend. ⁴⁾ Glanz. ⁵⁾ gesetzt. ⁶⁾ welche, einige. ⁷⁾ sitzen fest. ⁸⁾ nirgendes hin. ⁹⁾ weil das = weil. ¹⁰⁾ geschlagen. ¹¹⁾ haben. ¹²⁾ gibt. ¹³⁾ da oben.

Anspruchsvoll.

Fremder (im Alpenwirthshaus, zum andern): „Nun, wie gefällt's Ihnen denn hier oben?“ — „Om, 's Essen müßte reichlicher sein, und 's Bier besser, und die Sennrinnen hübscher... und 'n Fahrstuhl fehlt!“

Berechtigte Vorsicht.



„Aber Franzl, was hast' denn da gemacht?“
„O, mein Jezzäs, heut kommen die Automobiler wieder durch!“

Der erste Gedanke.

Frau (die beim Beerenspicken ein Vogelnest entdeckt hat): „Ach, sieh doch nur die hübsch gesprenkelten Eier, Männchen... weißt Du, solch ein Meid habe ich mir immer gewünscht!“

Der Sekundaner als Nichtscheaner.



Vater: „Du allein bist sitzen geblieben, während alle Deine Mitschüler nach Prima versetzt wurden.“

Sekundaner: „Papa, ich bin eben eine Herrennatur, die den gemeinen Herdentrieb längst überwunden hat.“

Glorreiche Vergangenheit.

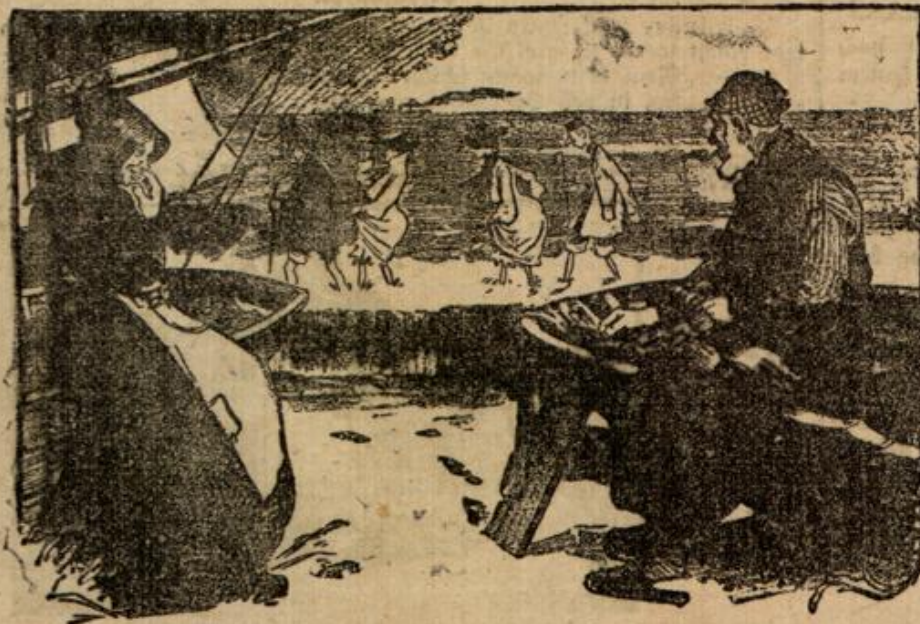
Reporter: „Also Ihre Baschfrau begeht ihr fünfzigjähriges Berufsjubiläum, Herr Doktor? Können Sie mir nicht irgend etwas Besonderes aus ihrem Leben mitteilen?“

Doktor: „Schreiben Sie doch, sie blide auf eine glorreiche Vergangenheit zurück!“

Erster Gedanke.

Leutnant (auf dem Ball mehrere Millionärstöchter beisammen sehend): „Merkwürdig, wie sich Vermögen zu Vermögen findet.“

***** Ein Praktikus. *****



„Badding, kiel blos die Deemel!“ — „Dummer Lüchting, wenn wi so velle Neunogen hätten wie die Gühnerogen hebben, denn wäre uns jeholfen!“

O, diese Fremdwörter.

„Warum verkehrst Du denn nicht mehr mit der jungen Schriftstellerin?“

„Ach, das ist ja mit der nicht auszuhalten. Von der einen Extremität fällt sie in die andere.“

Modern.

— „Studiert die Rosa Meier auch?“ — „Nein, die heiratet!“ — „Wie unweiblich!“

Unter Freundinnen.



Elisa: „Mein Edgar sagt, seitdem er mit mir verlobt ist, sei er ganz weg vor lauter Liebe.“

Martha: „Na, warte nur, bis ihr verheiratet seid, dann wird er schon wieder zurückkommen.“

Gute Besserung.

— „Mein Mann hat sich des Trinken ganz abgewöhnt.“

„Wirklich?“

„Ja, jetzt säuft er.“

12

Die beste Antwort.

Erfahrung wird Dir viel Worte ersparen

Und zeigen:

Die allerbeste Antwort für Narren
Ist Schweigen.

13

Frech.

Gläubiger: „Sagen Sie 'mal, wann wollen Sie mir eigentlich meine Rechnung bezahlen?“

Schuldner: „Wissen Sie, Sie kommen mir vor, wie ein kleines Kind!“

Gläubiger: „Wieso?“

Schuldner: „Weil Sie auch mehr fragen, als zehn Weisse beantworten können.“

Verdorbene Freude.

— „Wie hat es Ihnen denn in Nordertey gefallen, Frau Rat?“

— „Was nicht — meine Freundin, die Frau Direktor Schmidt, hat sich nämlich dieses Bad auch leisten können. !“